Aus der Geschichte der schweizerischen Baumwollindustrie

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 50

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644584

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aber sie lebte ja noch, als er hinuntergestiegen, um sich über ihren Tod zu freuen. Alexander dachte angestrengt nach. Er erinnerte sich nur unklar der wahnsinnigen Wut, die ihn durchtobt. Wie ein Traum kam ihm alles vor, wie ein furchtbarer Traum.

Ja, sie lebte noch. Schlief ruhig, als er kam. Aber dann? Nachher, als sie ihn an ihrem Bett erblickte? Dann, als sie in seinen Augen gelesen, als sie sah, wie er sie anstarrte, voll Haß, voll Enttäuschung, daß sie noch lebte, voll Ungeduld? Da packte sie das Entsetzen und brach ihr das Herz. Da mußte sie gestorben sein. Erst dann. Er hatte sie getötet.

Alexander war es, als werde er von einer Lawine begraben. Es wurde ihm dunkel vor den Augen, und alles in der Stube drehte sich. Aber die Erkenntnis seiner Schuld peitschte ihn auf. Eine so qualvolle, anklagende Reue kam über ihn, daß er körperlichen Schmerz zu empfinden meinte.

War es möglich, daß er es war, Alexander, der heute nacht an Dorothees Bett gestanden und mit Mördergedanken in das schlafende, friedliche Gesicht gestarrt hatte? Er sah plötzlich die Traubenwirtin an seiner sterbenden Mutter Bett sitzen, in der Nacht vor ihrem Tod. Er hörte ihre Worte: „Sei ruhig, Liseli, dem Alexander will ich eine Mutter sein." Er sah das dankbare Lächeln auf der Mutter Gesicht.

Ein Schluchzen brach aus seiner Brust. Er warf sich auf einen Stuhl und legte die Arme auf die Lehne und den Kopf auf die Arme.

Wenn er das ungeschehen machen könnte! Wenn er nur das nicht gedacht hätte, das von ihrem Tod! Er mußte wahnsinnig gewesen sein. Den Verstand mußte er verloren haben. Gott im Himmel, was gäbe er darum, wenn er ihr nur ein freundliches Wort gesagt hätte vor ihrem Sterben. Nur etwas, woran er sich jetzt halten könnte, ein Strohhalm im Meer seiner Reue.

Aber er fand nichts, das ihn entlastete. Er hatte ihr den Tod gewünscht, und sie war gestorben, um ihn zu strafen. Heiß stieg es ihm in die Augen.

„Bas, Bas Dorothee", schluchzte er, „warum habt Ihr mir das getan? Bas, um Gottes Willen, verzeiht mir." —

Man rief ihn. Er mußte hinunter ins Sterbezimmer. Scheu trat er an der Toten Bett. Unbeweglich stand er am Kopfende und sah auf das gütige, alte, im Tod zusammengeschrumpfte Gesicht. Die da lag, hatte es gut mit ihm gemeint. So gut wie niemand sonst. Und in ihrer Sterbenacht — Es fröstelte Alexander.

Leute kamen. Sie sprachen auf den Traubenwirt ein und sagten, was man bei solchen Gelegenheiten sagt. Er antwortete kaum.

Draußen erzählten die Leute, daß sie nicht geglaubt hätten, daß es dem Traubenwirt so nahe gehen würde. Er müsse doch recht an ihr gehangen haben. Sie sagten das auch zu Alexander selbst, der dann die Zähne zusammenbiß. —

Ein schöneres Begräbnis als das der Traubenwirtin hatte man im Dorf lange nicht gesehen. Sie hatte es aber auch verdient, die Dorothee. Es gab keine bessere Frau weit und breit, keine, die den Armen mehr Gutes tat und die für jeden Menschen ein freundliches Wort gehabt hatte.

Der Alexander, der jetzt die „Traube" erbte, wußte etwas davon zu erzählen. Der wurde aus einem armen Buben ein reicher Mann und konnte, wenn die Trauerzeit vorüber war, die Cilli heiraten. Sie hatte Glück, die Cilli, darüber war sich das ganze Dorf schon am Begräbnistag einig.

Der Notar war gekommen, um das Testament zu eröffnen. Die Verwandten wurden abgefertigt, die Dienstboten beschenkt. Teils bekamen sie Kleider, teils Möbel, teils Geld. Den Rest, das heißt alles, bekam Alexander.

Ihm gehörte jetzt das schöne Gasthaus zur Traube, die verpachteten Felder und Wiesen und das viele, bare Geld.

Nachdem die kleine Gesellschaft, die bei der Eröffnung des Testamentes zugegen gewesen, sich gestärkt hatte, zog sie ab.

Alexander blieb allein in Dorothees Stube, wo der Nachlaß verteilt worden war. Er saß lange auf ihrem Lederstuhl, den Kopf in die Hand gestützt. Er war um Jahre gealtert.

Dann stand er auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Aufs Geratewohl und halb gedankenlos öffnete er einen der Schränke. Eine mächtige Schachtel stand darin, mit weißem Moiré überzogen und mit goldenen Rändern verziert. Sie war mit einem Band umwunden. Alexander öffnete sie.

Der ganze kostbare Hochzeitsstaat der Traubenwirtin lag darin. Es blitzte von Gold und Silber und schillerte von Samt und Seide.

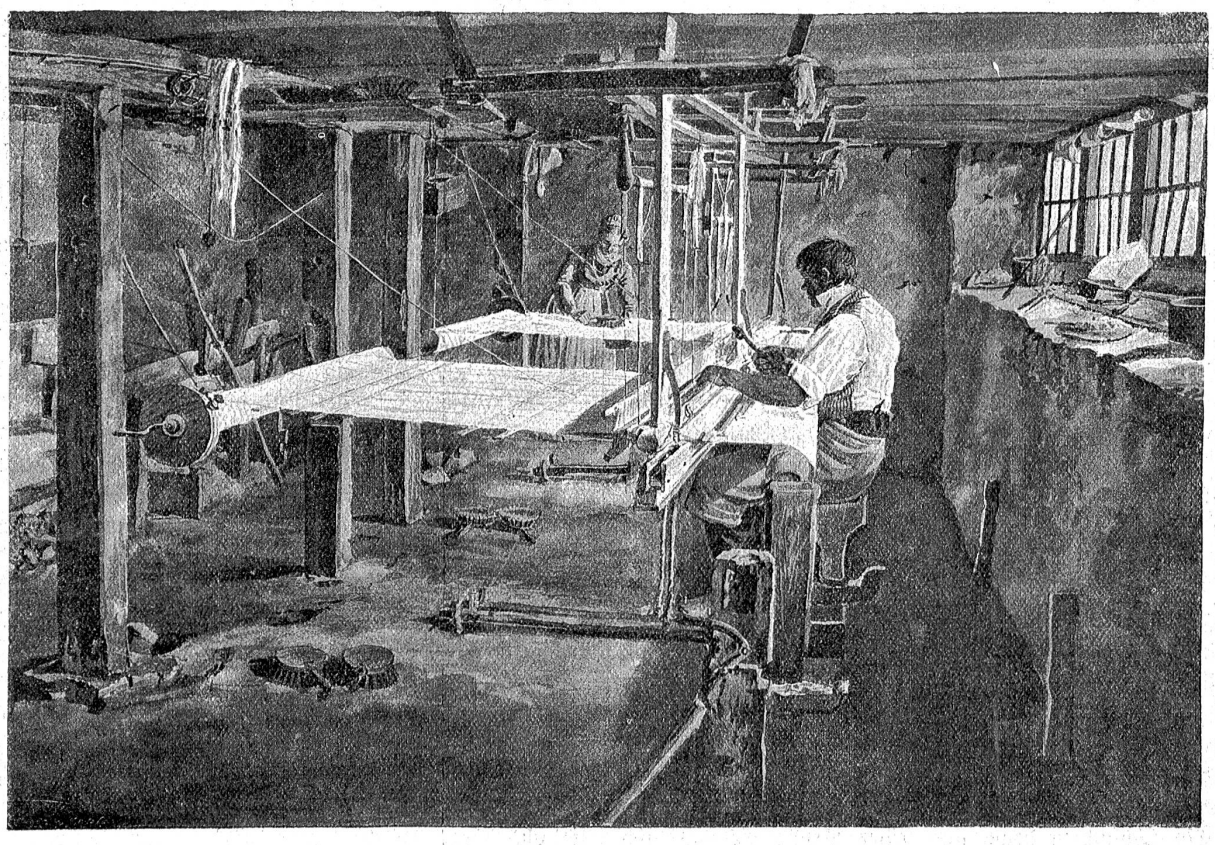
Zwei Zettel waren mit Stecknadeln an den Aermel geheftet. Alexander las den einen.

Mit Dorothees altmodischer, deutlicher Handschrift war darauf geschrieben: „Lieber Alexander! Dies Kleid habe ich am 23. August, unserm Hochzeitstag, für Deine zukünftige Frau beiseitegelegt." Auf dem andern Zettel stand: „Glück und Gottes Segen zur Hochzeit wünscht Dir Deine Base Dorothee."

— Ende. —

Aus der Geschichte der schweizerischen Baumwollindustrie.

Es gab eine Zeit — die Urgroßvaterzeit können wir sie nennen — da die bäuerliche Familie fast alles, was sie fürs Leben brauchte, selber erstellte oder wenigstens im eigenen Dorfe herstellen ließ: Nahrung, Kleidung, Geräte. Bevor man neue Sachen kaufte, überlegte man sichs dreimal hin und her, erwog und wartete, bis man das Nötige nicht mehr entbehren konnte. Begreiflich, das bare Geld war in bäuerlichen Häusern selten. In gar viele brachte nur das Spinnen und Weben in den Wintertagen Geld ins Haus. Namentlich auf dem Lande der Ostschweiz; aber auch in den Urkantonen und im Bernerland. Hier bildete das Spinnen und Weben eine Hausindustrie, die im Laufe der Jahrhunderte eng mit den Bewohnern verwuchs und ein Stück ihrer selbst wurde. Die Hausin-



Toggenburger Webkeller. Nach einem Aquarell von Spieß, dem älteren.

Ich stoß mein Schifflein hin und wieder,
Und sorge stets für Groß und Klein,
Ich fürchte Gott und handle bieder,
So kann ich stets vergnüget sein.
Die Wolle liefert uns das Schaf,
Der Flachs und Hanf wächst uns im Schlaf.

Sag, Freund, kann je ein Stand auf Erden
So nützlich wie der unsre sein?
Mag einer so geehret werden?
Bringt einer so viel Wohlstand ein?
Nein, ohne mich kann nichts bestehen,
Fürst, Herr und Bauer müßt nackend gehen!

Alter Spruch zu Ehren des hochlöblichen Leinweber- und Wollweberhandwerkes. Historisches Museum Bern.

dustrie wurde gestützt durch die Schafzüchter und den Flachsbau; aus dieser Tätigkeit floß dem Bauer ein schöner Teil seines Auskommens zu.

Damals gab es im Bernerland kein Bauernhaus, in welchem nicht Winters ein oder mehrere Spinnräder surrten, und kein Dörflein, in dem nicht zwei oder drei Weber ihr Schifflein mit dem handgesponnenen Garn hin und her warfen. Ja, in den aargauischen Gebieten des alten Bern und im Emmental hatte sich die bäuerliche Leinwandweberei schon im Laufe des 17. Jahrhunderts zur Industrie entwickelt, die den besonderen Schutz der hochmögenden Herren von Bern genoß. Langenthal war der Hauptmarkt für die Leinentücher des Emmentals und Oberaargaus und der bernische „Kommerzienrat" berechnete nach H. Wartmann in „Industrie und Handel" den Landgewinn aus der Leinwandweberei auf jährlich eine Million Berner Pfund (1,086,960 neue Franken).

Aber die Zeit hat auch hier, wie an tausend andern Dingen reformierend eingesetzt und das Alte weggefegt. Den Anfang machten die holländischen Seefahrer mit ihren im 17. Jahrhundert aus Ostindien heimgebrachten billigen weißen und farbigen Baumwolltüchern, den sog. „Indiennes". Bald war von den Hausierern des neumodischen Stoffes kein Land und kein Tal mehr sicher. Ueberall verstanden sie Kundschaft zu erwerben. Wo sie aber auch hinkamen, setzte fast augenblicklich ein heftiger Kampf zwischen den alten Leinwand- und Wollwebern, den Schafzüchtern und Flachspflanzern einerseits und dem konsumierenden Publikum andrerseits ein. Durch Einfuhrverbote suchte man die bodenständige Industrie zu schützen. Diese Bemühungen waren umsonst. Das Publikum hatte die der Schafwolle und der Leinwand überlegenen Eigenschaften der Baumwolltücher gar bald herausgefunden und wußte sie sich auf Umwegen zu verschaffen. Nur die Landbevölkerung blieb den alten Stoffen treu und führte ein Jahrhundert lang den Kampf gegen den Eindringling. Namentlich die Berner Bauern des Emmentals hielten hartnäckig am Alterprobten fest. Noch Mitte der 60er Jahre ließ Gotthelf sein Anna Bäbi Jowäger sich schämen, „ein solches Hüdeli von einem Fürtentuch umzuhängen, in welches man nicht einmal herzhaft schneuzen könne, wenn man nicht wolle, daß die Nase am andern Ort zum Vorschein komme. Nur Halbrystigs sei das Fundament in einer Haushaltung." Noch ein anderer Umstand spricht für die lange abweisende Haltung der Landbevölkerung gegen die Baumwolle: die bis auf unsere Tage herübergekommenen Handspinner und Leinwandweber. So lebte z. B. noch letzten Jahres ein Vertreter dieses alten Weberstandes in nächster Nähe unserer Stadt, in Stettlen, im Eckhaus an der Straße, die nach dem Fehrenberg führt. Mit seinem schitteren Weiblein führte er ein gar beschauliches und einfaches Leben; sie erschienen beide wie zwei Ueberbleibsel aus einer längst überholten Zeit. Jahraus, jahrein saß der alte Klaus am hölzernen Webstuhl und verwob vom frühen Morgen weg die Fäden, die ihm seine Frau an schönen Tagen spann. Die beiden hatten ihr Auskommen. Die Bauern weit und breit brachten ihnen ihren Flachs und für das Haus Rüfenacht in Bern wob er das alte blaue Berner Fürtentuch. —

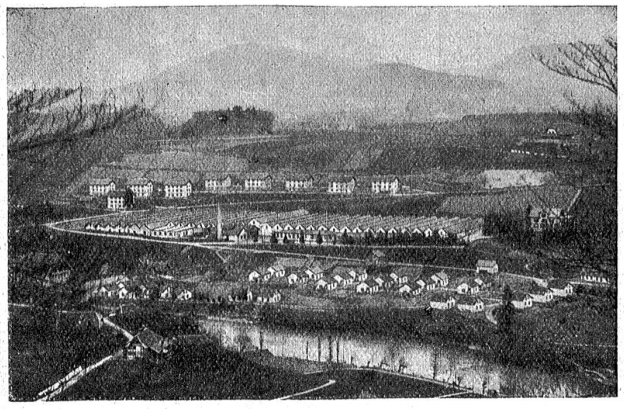
Nun hat aber allem Widerstreben zum Trotz die Baumwollverarbeitung längst ihren Siegeszug über alle europäi-

schen Länder gelaufen. In unserer Heimat ließ sie sich im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts heimisch nieder. Ein französischer Hugenotte, in St. Gallen, Peter Bion geheißen, hat als erster die fremde Faser verspinnen und verweben lassen, und so die Baumwollindustrie in der Ostschweiz begründet. Bald hatte die neue Industrie die Leinwandweberei weit überflügelt und sich fast über das ganze Land verbreitet. „Nach vielen Tausenden zählten die fleißigen Hände, die gegen Ende des Jahrhunderts für den st. gallischen Markt levantinische und brasilianische Baumwolle spannen; das Gespinnst zu Tüchern und Musseline verwebten und die Musseline mit kunstreichen Stickereien bedeckten". (H. Wartmann.) Gesponnen aber wurde überall von Kindern und Erwachsenen, und zwar mit so reichem und leichtem Verdienst, daß man wiederum häufig die Klage hörte, es leide darunter die gesunde Kraft des Volkes, das sich harter Arbeit entwöhne und die leicht verdiente Barschaft zu entnervenden Genüssen und für eitlen Tand wieder dahingebe.

Spinnsaal in der Spinnerei Felsenau.

In Zürich hatten französische Hugenotten die Fabrikation der Baumwolltücher begründet. Auch das Bedrucken und damit verbunden die Färberei der verfertigten Stoffe wurde eingeführt. Die Tücher erfreuten sich so großer Beliebtheit, daß bald die Arbeitskräfte nicht mehr ausreichten, und für weitere Hände Ausschau gehalten werden mußte. Zürich zog die Bevölkerung der freien Aemter, von Zug und Schwyz in seine Dienste.

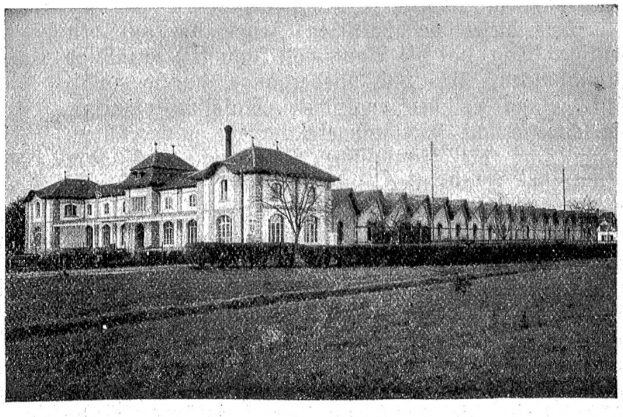
Ins Glarnerland kam die Baumwollspinnerei durch den aus Zürich stammenden Pfarrhelfer Heidegger. Und in verhältnismäßig kurzer Zeit hatte sich das rührige Glarnervölklein die neue Industrie zu Nutzen gemacht und aus ihr immer wachsende Geldsummen gezogen. Eine große Wohltat für das vorher so arme Bergtal.



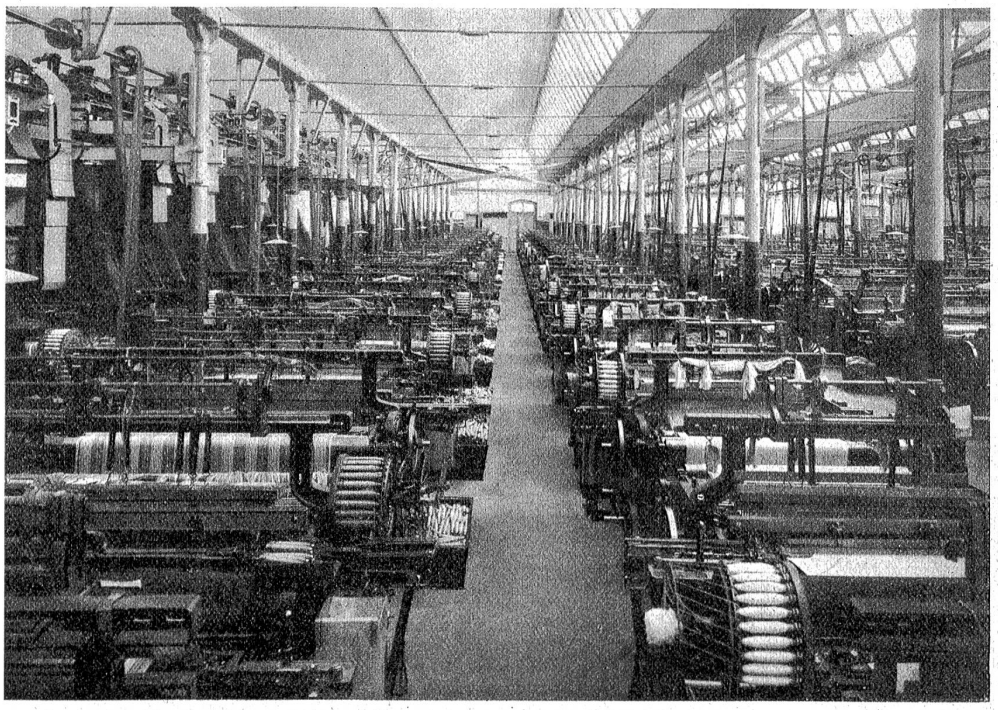
Baumwollspinnerei Felsenau bei Bern.

Im Bernerland hätte die Baumwollweberei verbreitete Grundlagen zur ihrer Aufnahme gefunden, doch siedelte sie sich vorerst nur im bernischen Kanton Aargau an. Die Städte Aarau, Lenzburg und Zofingen wurden die Hauptstütze der neuen Industrie, und schon aus dem Jahre 1700 wird gemeldet, daß im Wynental, Seetal und Wiggertal sozusagen in jedem Haus für die genannten Städte gesponnen und gewoben wurde. Doch scheinen sie nur Tücher von gewöhnlicher Qualität hergestellt zu haben, denn ein Basler Tuchdrucker schreibt aus dem Jahre 1766: „Les toiles de coton du Toggenburg sont les plus estimées pour le fin, celles de Zurich pour le mi-fin et celles de Berne pour l'ordinaire."

Fast gleichzeitig mit den Anfängen der Baumwollweberei im bernischen Aargau sind diejenigen der Indiennedruckerei verbunden. Schon 1710 stoßen wir auf eine Druckerei Engelhard in der Stadt Bern und vom Jahre 1732 meldet der Chronist, daß sich unmittelbar unter den Mauern Berns und in der Nähe der Hauptstadt nicht weniger als fünf Druckereien angesiedelt hätten, deren mit dem obrigkeitlichen Schauzeichen versehenen Erzeugnisse sich eines guten Rufes erfreuten. Von einer ähnlichen Schau der aargauischen Indienne ist nie die Rede; dagegen standen sowohl die unteraargauische Baumwollweberei, wie die oberaar-



Tuchfabrik in Langenthal.



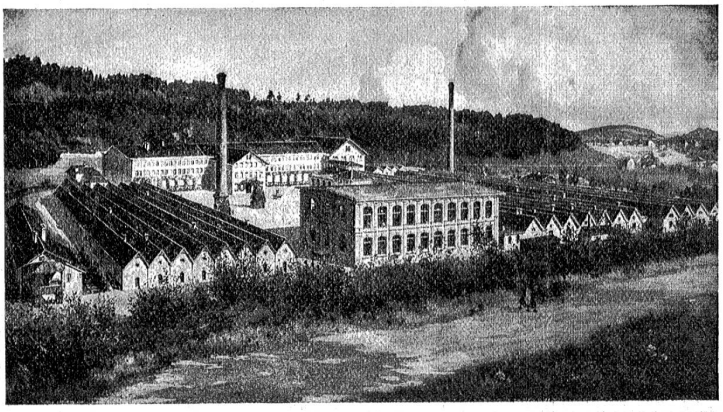
Websaal in der Buntweberei in Roggwil.

gauische Leinwandweberei, unter der Kontrolle des obrigkeitlichen Tuchmessers und Tuchschauers.

Da nach und nach die Masse der produzierten Tücher den Verbrauch im eigenen Lande weit überstieg, wurde ihr Vertrieb im Großen den Häusern auf den wichtigsten Handelsplätzen des Kontinents übertragen. In Lyon hatten sich Schweizerfirmen niedergelassen und versandten von hier aus die schweizerischen Leinwand- und Tuchgewebe durch Frankreich und über Marseille nach den spanischen und italienischen Seehäfen. Und obwohl Frankreich eines Tages im Jahre 1781 den Transit fremder Waren durch ihre Gebiete willkürlich beschränkte und 4 Jahre später die Einfuhr fremder „Musseline, Baumwollen- und dergleichen Waren" verbot, gehen alle zeitgenössischen Urteile darin einig, daß die Tuch-Industrie in der Schweiz in hoher Blüte stand und die Bevölkerung fast der ganzen Schweiz zu großem Wohlstand gebracht hatte. Das Einfuhrverbot hatte ihr wenig geschadet. Mit Leichtigkeit hatten sich Mittel und Wege finden lassen, es zu umgehen, und die Vorherrschaft in der Baumwollindustrie zu behalten. —

Seit diesen geschichtlichen Zeiten bis auf den heutigen Tag hat die Baumwoll-Industrie unzählige Wandlungen, Auf- und Niedergänge, durchgemacht. Erst gelang es der englischen Maschinenspinnerei, die schweizerische Handspinnerei nahezu zu vernichten. Dann kam die französische Revolution und kam Frankreichs finanzieller Zusammenbruch und riß alte solide schweizerische Handelsleute mit sich. Napoleons Kontinentalsperre brachte gewissen Gegenden der Schweiz völlige Verdienstlosigkeit und trostloses Elend, weil die Einfuhr von englischem Maschinengarn unterblieb. Erst der Sturz Napoleons brachte eine wirtschaftliche Wiederaufrichtung der schweiz. Baumwollindustrie, doch im gänzlich veränderten Gewande moderner Fabrikindustrie. Man mußte, um konkurrenzfähig zu sein, die Maschinenspinnerei einführen. Doch waren dazu wiederum außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Aber die zähe Kraft des Schweizers und sein findiger Geist setzten es durch, daß nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Leistungen der schweizerischen mechanischen Spinnereien den englischen nicht nachstanden. Unsere Baumwollgarne verdrängten nicht bloß die englischen aus der Schweiz, sondern fanden auch bald auf auswärtigen Märkten guten Absatz. Da fiel eine Krise über die schweizerische Baumwollweberei infolge der Erfindung des mechanischen Webstuhls. Seit 1820 überschüttete England unser Land mit billigen, maschinengewobenen Geweben und verdrängte unsere Tücher von den ausländischen Märkten. Die Notwendigkeit der Einführung der mechanischen Webstühle wurde immer dringender. Und als sie kamen, setzten sie viele hunderte Handweber in den Dörfern und Geschäften, namentlich der Ostschweiz, außer Arbeit und Brot. Vergebens arbeitete der Weber an seinem Handwebstuhl mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, der mechanische Webstuhl arbeitete mit seinen eisernen Armen siebenmal schneller und viel billiger als die fleißigsten Handweber. In ihrem Elend und in der Verzweiflung erblickten sie in der Maschine die Quelle ihres Unglücks und schworen ihr Vernichtung. Als das Zürcher Haus Trümpler in den 30er Jahren der Spinnerei die ersten 25 mechanischen Webstühle beifügte, steckten die erbitterten Handweber die Fabrik in Uster in Brand. Erst fünf Jahre später wagte man wieder eine Fabrik mit mechanischen Webstühlen auszurüsten. Aber von da an faßte die mechanische Weberei festen Fuß in der Baumwollindustrie.

Von dieser Zeit an ging eine neue kräftigende Aufwärtsbewegung durch die ganze schweizerische Industrie; unter der nach langem Druck aufatmenden neuen Zeit trat überall neue Unternehmungslust hervor. Nach neuen Absatzplätzen suchende Hände ruckten sich mit Erfolg über die Grenzen des engen Vaterlandes hinaus. Der erste schweiz. Zolltarif entstand und schützte die heimatliche Industrie.



Buntweberei in Roggwil.

Verschieden günstige Verträge mit dem Auslande halfen die fertigen Waren absetzen. Die erste Schweizer. Industrieausstellung brachte 1843 die gemachten Fortschritte zur An-

schauung und stand ferner unter dem Zeichen des allgemeinen Ueberganges zum mechanischen Fabrikbetriebe.

In der Mitte des letzten Jahrhunderts waren die Spinnereien und Webereien vollauf beschäftigt und vergrößerten und vermehrten ihre Betriebe um die Wette. In den Fünfziger Jahren kamen die Selbstspinner auf. Von da an wurden die neuen Spinnereien nur noch mit solchen ausgestattet und die alten Betriebe mit Handspinnstühlen mußten sich dazu verstehen, sie durch Selbstspinner (Selfaktoren) zu ersetzen. Damals wurde die Zahl der schweizerischen Spindeln auf über zwei Millionen geschätzt. Seither haben sich die Verhältnisse mehrmals gewechselt. Es war ein Auf- und Niedergang im Wechsel der Jahre als dessen Resultat der Geschichtsschreiber nur konstatieren kann, daß die schweizerische Baumwollspinnerei und -Weberei ihre beste Zeit hinter sich hat.

Gänzlich in Abgang gekommen ist durch die Ungunst der letzten Jahrzehnte die einst so bedeutende Leinwandindustrie der Ostschweiz, während sich von der bernischen Leinwandweberei um das Hauptquartier Burgdorf noch ein ansehnlicher Rest erhalten hat, der aber keinen Anspruch mehr auf den Namen einer Großindustrie machen darf.

Nun noch einige Notizen zu unseren Illustrationen aus der neueren Zeit, die die Werke der Firma A. Gugelmann & Cie., A. G., in Langenthal darstellen. Da ist zunächst die Baumwollspinnerei Bern, die trotz unerhörten Preisschwankungen und andern Wechselfällen, die der amerikanische Bürgerkrieg über ganz Europa brachte, in den Jahren 1864/65 gegründet und seither wesentlich vergrößert worden ist. Die 33 kleinen Dächer, die auf der Abbildung in ausgerichteter Front zu sehen sind, bilden in der Hauptsache zwei große Säle. Der eine Saal enthält die Vorwerke und die Ringspinnmaschinen und der andere die Selfactors (Selbstspinner). Die Wasserkraft der Aare wurde vor einigen Jahren an die Stadt Bern verkauft; diese baute dann das neue Elektrizitätswerk in der unmittelbaren Nähe der Fabrik und liefert jetzt die nötige elektrische Kraft zu ihrem Betriebe mittelst eines Kabels von der Zentrale aus. Die Spinnerei Felsenau ist durch eine Schmalspurbahn mit der Station Zollikofen verbunden und zwar mittelst des sog. Rollschemelbetriebes. Um die Spinnerei herum liegen 40 Einfamilienhäuser der Arbeiterschaft der Spinnerei.

35,000 Spindeln der Fabrik liefern grobe bis mittelfeine Garne, und zwar ca. ⅓ aus ägyptischer und die andern ⅔ aus amerikanischer Baumwolle, welche wiederum zum großen Teil in der eigenen Buntweberei verarbeitet werden.

Im waldigen Tale neben der Station Roggwil — mit dieser durch ein Normalgeleise verbunden — liegt die Buntweberei. Die Gründung dieses Geschäftes geht ins 18. Jahrhundert zurück. In ihm sind heute 600, zum größten Teil doppeltbreite Webstühle in Betrieb. Die Zwirnerei zählt 4000 Spindeln. — An die Ostseite schließen sich die Säle der Appretur und der Färberei an: Kreuzspuhl-, Strangenfärberei, Färberei für lose Baumwolle, Rotfarb und Druckerei.

Die Hauptprodukte der Buntweberei sind: Matratzendrilch, Jaquarddrilch, Bettbarchent roh und gefärbt, Kölsch, Percale, Tissu-blanc, baumwollene Decken, Molton, Schipper, Blusenstoffe, Oxfort, Flanelle, baumwollene Hosenstoffe, Teppichstoffe usw.

In der Tuchfabrik Langenthal sind alle Maschinen der Wollspinnerei, Weberei und der Naß- und Trockenappretur unter den kleinen Dächern neben dem auf der Abbildung im Vordergrund sichtbaren Verwaltungsgebäude untergebracht. Hier werden in der Hauptsache Tücher für Militär-, Bahn-, Zoll- und Postverwaltungen hergestellt. Dann Berner Halblein, halb und ganz wollene Buxkin, Loden, Bündner Sportloden, Cheviot und Kammgarn.

In den drei Fabriken werden insgesamt 1300 Angestellte und Arbeiter beschäftigt, für deren Wohl in verschiedener Weise gesorgt wird: den Verheirateten werden billige und gute Wohnungen abgegeben, den Ledigen Küchen- und Eßräume, beiden wiederum Nahrungsmittel, Bäder und Douchen zur Verfügung gestellt. Im fernern genießen die Arbeiter eine eigene Krankenkasse, Alters- und Invalidenversicherung, Wöchnerinnenunterstützungen, Ferien- und Militärdienstvergütungen usw. —

Der Kommandant und die Jäger in Hersfeld.

Anmerkung der Redaktion. Das nachstehende Geschichtchen J. P. Hebels verdient es, in diesen Tagen neu gelesen zu werden. Ein unverdächtiger Zeuge erzählt hier eine schöne „Feindestat". Die Erzählung mag auch als Beweis dafür dienen, daß die Kriegssitten — man vergleiche die Vorkommnisse im Oberelsaß und in Belgien zu Beginn des gegenwärtigen Krieges — nicht milder, im Gegenteil härter und rücksichtsloser geworden sind.

Im letzten preußisch-russischen Krieg, als die französische Armee und ein großer Teil der bundesgenössischen Truppen in Polen und Preußen stand, befand sich ein Teil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzuges eingenommen und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seite der Einwohner, denen das Alte besser gefiel als das Neue, mancherlei Unordnungen und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt und unter anderem ein französischer Offizier getötet. Das konnte der französische Kaiser nicht geschehen lassen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angesicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindseligkeiten ausbrachen und ein kleiner Funke sich zu einer großen Feuersbrunst entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Ursache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der französische Kaiser befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Asche zu legen. Dieses Hersfeld ist ein Ort, der viele Fabriken und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und schöne Gebäude hat, und ein Menschenherz kann wohl empfinden, wie es den armen Leuten, den Vätern und Müttern zumute war, als sie die Schreckenspost vernahmen, und der arme Mann, dem sein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt so übel dran als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte, und in der Asche sind die großen Häuser auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch so gleich als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmsten kam es nicht. Auf Fürbitte der französischen Kommandanten in Kassel und Hersfeld wurde die Strafe so gemildert: es sollten zwar nur vier Häuser verbrannt werden und dies war glimpflich, aber bei der Plünderung sollte es bleiben und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als sie diesen letzten Bescheid hörten, so erschrocken, so alles Mutes und aller Besinnung beraubt, daß sie der menschenfreundliche Kommandant selber ermahnen mußte, statt des vergeblichen Klagens und Bittens die kurze Frist zu benutzen und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug. Die Trommel wirbelte ins Klagegeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden, Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz.